

INHALT

Interview

Jürgen Habermas (Starnberg): Ein neues Interesse der Philosophie an der Religion? Zur philosophischen Bewandnis von poststäkularer Bewusstseins und multikultureller Weltgesellschaft (Eduardo Mendietta) 3

* * *

Ursula Renz (Klagenfurt): Philosophie als *medicina mentis*? Zu den Voraussetzungen und Grenzen eines umstrittenen Philosophiebegriffs 17

Salvatore Giammusso (Neapel): Hermeneutik als meditative Philosophie. Zum Begriff der Gelassenheit bei O. F. Bollnow 31

Schwerpunkt: Sprache und Ethik (Andrea Esser) 51

Hans Julius Schneider (Potsdam): „Sätze können nichts Höheres ausdrücken“. Das ‚Ethische‘ und die Grenzen der Sprache beim frühen Wittgenstein 55

Bernhard Waldenfels (München): Responsive Ethik zwischen Antwort und Verantwortung 71

Tatjana Schönwälder-Kuntze (München): Zwischen Ansprache und Anspruch. Judith Butlers moraltheoretischer Entwurf 83

Theoda Rehbock (Dresden): Moral und Sprache. Ist das Verbot der Lüge sprachphilosophisch begründbar? 105

Susanne Schmekkamp (Basel): Was ist falsch an der Lüge? Lüge als Verletzung von Achtung und Vertrauen 127

Buchkritik

Kritik und Antwort. Zu:

Peter Stemmer: Normativität

Michael Esfeld (Lausanne): Normen und mentale Eigenschaften in der physikalischen Welt. 145

Thomas Schmidt (Berlin): Muss man Ontologie betreiben, um Normativität zu verstehen? 149

Marco Iorio (Potsdam): Das normative Müssen 153

Rainer Forst (Frankfurt/M.): Die Reise nach Phantasia 157

Peter Stemmer (Konstanz): Normativität, Ontologie, Gründe. Antworten auf Michael Esfeld, Thomas Schmidt, Marco Iorio und Rainer Forst 161

DEUTSCHE ZEITSCHRIFT PHILOSOPH

Zweimonatsschrift der internationalen philosophischen Fo

58. Jahrgang · 2010 · Heft 1

Herausgeber

Andrea Esser (Marburg), Axel Honneth (Frankfurt/M.

Hans-Peter Krüger (Potsdam), Hans Julius Schneider (

Herausgeber der Buchkritik

Georg W. Bertram (Berlin), Stefan Gosepath (Frankfr

Wissenschaftlicher Beirat

Karl-Otto Apel (Frankfurt/M.), Hubert L. Dreyfus (Berkeley),

Yehuda Elkana (Jerusalem), Jürgen Habermas (Starnberg),

Dieter Heinrich (München), Gerd Irritz (Berlin),

Friedrich Kambartel (Frankfurt/M.), Jürgen Mittelstraß (Konstan

Nelly Motrošilova (Moskau), Herta Nagl-Docekal (Wien),

Hilary Putnam (Cambridge), Nicholas Rescher (Pittsburgh),

Herbert Schnädelbach (Hamburg), Charles Taylor (Montreal)

Chefredakteur

Mischka Dammaschke

153

1049

158

2010



brache“ hervor.
 eist sich als das
 durch nicht nur
 in ihre konstitu-
 der Verhältnisse
 enden Teil ihres
 integration in ein
 ide Veränderung

iven und auf der

gustinus als auch
 lass es sich dabei
 ssen sich für den
 erbot ausnehmen.
 den Theorien nur
 ff sicher als einen
 darauf, zwischen
 der als ein unaus-
 der für bestimmte
 r Abschnitt erwei-
 ng der Sprache.
 p in ihrem Beitrag
 sten eines Zugangs
 unseres Sprechens
 zweistufige Moral-
 is universalistische
 unter kontextsensi-
 stört. Der Grad der
 beziehung ab, in der
 rauen für das Selbst-
 rtrag der Frage nach,
 mtexte, in denen sie
 sbesondere der Ver-
 erschiedenen Lüge-

Andrea Esser, Marburg

„Sätze können nichts Höheres ausdrücken“

Das ‚Ethische‘ und die Grenzen der Sprache beim frühen Wittgenstein

Von HANS JULIUS SCHNEIDER (Potsdam)

I. Einleitung und Überblick

Es soll im Folgenden um die These des frühen Wittgenstein gehen, die Sprache stoße bei einem Annäherungsversuch an ‚das Ethische‘ auf Grenzen, sie nähere sich einem Bereich, der sich sprachlich nicht erfassen lasse. Dabei müssen zwei Fragen erörtert werden: Wie sieht das Bild aus, das er sich damals von der Sprache machte? Und: Was verstand er unter dem Bereich des ‚Ethischen‘, des ‚Höheren‘, das die Sprache angeblich nicht ausdrücken kann?

Die Untersuchung wird zu dem Ergebnis führen, dass die angedeutete These von der Unsagbarkeit entweder falsch oder trivial wahr ist. Sie ist falsch, sobald man für den ‚Ausdruck des Höheren‘ Sprachformen zulässt, die nicht in einem engeren (noch zu präzisierenden) Sinne *abbilden*, genauer, die nicht nach Art der musikalischen Notenschrift *notieren*.¹ Da die natürlichen Sprachen eine Fülle solcher nicht-notationaler Sprachformen enthalten, ist deren Einbeziehung in eine Erörterung der Grenzen sprachlicher Handlungsmöglichkeiten kein speziell zu rechtfertigender Schritt. Sollten solche nicht-notationalen Formen also zum Ausdruck ‚des Ethischen‘ geeignet sein (was noch zu erörtern ist), dann gibt es im ‚ganz normalen‘ Sprechen sehr wohl die Möglichkeit, ‚Höheres auszudrücken‘; die Unsagbarkeitsthese ist also, wenn man sie auf die Ausdrucksmöglichkeiten von natürlichen Sprachen bezieht (nicht von Notationssystemen), falsch.

Trivial wahr dagegen wird sie, wenn man (erstens) das sprachliche ‚Ausdrücken‘ auf den Fall der Wiedergabe einer Erfahrung beschränkt und (zweitens) die Aussage ‚ein Satz S drückt eine Erfahrung E aus‘ so eng versteht, dass sie nur dann zulässig ist, wenn die *sprachliche* Erfahrung, die ein Hörer macht, der den Satz S mit Verständnis hört, die (normalerweise

¹ Traditionell wird mit Bezug auf den *Tractatus* von Wittgenstein auch von einer ‚Namentheorie‘ gesprochen. Ich bevorzuge Nelson Goodmans Terminus ‚Notation‘, weil er präzise bestimmt ist und sich auf verschiedene Themen von Wittgensteins Buch anwenden lässt. Vgl. dazu N. Goodman, *Sprachen der Kunst*, Frankfurt/M. 1995; sowie: H. J. Schneider, *Satz – Bild – Wirklichkeit. Vom Notationssystem zur Autonomie der Grammatik im ‚Big Typescript‘*, in: S. Majetschak (Hg.), *Wittgensteins ‚große Maschinschrift‘. Untersuchungen zum philosophischen Ort des Big Typescripts (TS 213) im Werk Ludwig Wittgensteins*, in: *Wittgenstein Studien*, hg. v. d. *Deutschen Ludwig Wittgenstein Gesellschaft e. V.* (Lütterfelds, Raatzsch, Vossenkul), Bern, Bd. 12 (2006), 79–98.

nicht sprachliche) Erfahrung E, über die der Satz spricht, ersetzen kann. Dies ist selten der Fall, und in diesem Sinne gilt trivialerweise eine sehr weitgehende Unsagbarkeitsthese: Die Beschreibung eines Theater- oder Konzertbesuchs, eines Geschmacks, einer Landschaft oder einer Person kann die entsprechende Erfahrung nicht ersetzen. Diese Unersetzlichkeit der lebendigen Erfahrung ist zwar leicht einzusehen, wir empfinden sie aber in manchen Kontexten als schmerzhafter als in anderen.

Was die Seite der Sprache betrifft, wird es hier in einem ersten Schritt um die Konzeption des frühen Wittgenstein gehen, also um diejenige des *Tractatus*², die aber auch noch in seinem *Vortrag über Ethik* anzutreffen ist.³ Da wir den logischen Positivismus schon lange hinter uns gelassen haben, könnte man meinen, diese philosophische Konzeption der Sprache sei recht speziell und allenfalls von historischem Interesse. Mir scheint aber, dass mit ihrer Entwicklung bestimmte grundlegende Weichenstellungen verbunden waren, die erstens heute kaum im allgemeinen Bewusstsein sind, und deren Auswirkungen gerade deshalb (zweitens) noch in vielen Köpfen Verwirrung stiften, gerade was das Verständnis des so genannten ‚Höheren‘ angeht und die Frage, ob ethische Aussagen einen kognitiven Gehalt haben können oder nicht.

Wittgenstein meinte später, ein bestimmtes Bild von der Sprache habe ihn in jungen Jahren gefangen gehalten, und er hat selbst viel dazu beigetragen, es als irreführend zu erweisen und zu korrigieren (PU 115).⁴ Die hier vertretene These dazu lautet: Dies falsche Bild war in weiten Teilen das Bild der musikalischen *Notation*. Er dachte sich einen sprachlichen Satz, der etwas ausdrückt, immer wieder einmal wie eine Abfolge von Noten auf einem Blatt, das eine Melodie festhält. Wird diese Analogie zu Grunde gelegt, dann hätten wir im sprachlichen Normalfall auf der einen Seite etwas, das dargestellt werden soll (so wie wir im Fall der Musik die Melodien haben), und auf der anderen Seite das Darstellende, (das den Notenblättern oder Partituren entspricht). Dieses Bild ist auf natürliche Sprachen bezogen unzutreffend, und es lohnt sich zu untersuchen, auf welche Weise es noch immer unterschwellig fortwirkt, insbesondere in der Behandlung der Frage, was wir unter Ethik verstehen wollen.

Was nun zweitens die Seite des ‚Höheren‘ angeht, also dessen, was Wittgenstein auch ‚das Ethische‘ nennt, so wird sein Verständnis zunächst daran erkennbar, dass er sich ausdrücklich der Bestimmung von George Edward Moore anschließt, die Ethik sei „[...] die allgemeine Untersuchung dessen, was gut ist“ (Vortrag, 10). Er umschreibt sein Verständnis ferner mit den Worten, es gehe um das, was „Wert habe“, was „wirklich wichtig“ sei, um den „Sinn des Lebens“ und die „rechte Art zu leben“ (ebd., 10 f.). Ausdrücklich weist er darauf hin, er würde darin auch einen Teil dessen einbeziehen wollen, was sonst zur Ästhetik gerechnet werde (ebd., 10).⁵ Schließlich spricht er auch in einem Atemzug von „ethischen und religiösen Ausdrucksformen“ (ebd., 16). Beide Ausdrucksarten betreffen offenbar das ‚Höhere‘ in dem von ihm intendierten Sinn.

Sein erster Zug zu einer etwas genaueren Erläuterung dessen, was er meint, ist die Unterscheidung zwischen *relativem* (auch: instrumentellem) Wert auf der einen Seite und *ethischem* Wert auf der anderen (ebd., 11). Der Bereich des relativen Wertes ist für ihn der Bereich des-

² L. Wittgenstein, *Logisch-philosophische Abhandlung. Tractatus logico-philosophicus*. Kritische Edition, hg. v. B. McGuinness u. J. Schulte, Frankfurt M. 1989. Im Text zitiert als ‚TLP‘ mit Wittgensteins Dezimalnummerierung.

³ L. Wittgenstein, *Vortrag über Ethik*, in: ders., *Vortrag über Ethik und andere kleine Schriften*, hg. v. J. Schulte, Frankfurt/M. 1989, 9–19. Im Text zitiert als ‚Vortrag‘.

⁴ L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen / Philosophical Investigations*, New York 1953. Teil I wird im Text zitiert als ‚PU‘ mit der Nummer des Paragraphen.

⁵ Vgl. TLP 6.421: „Ethik und Ästhetik sind Eins.“

sen, was den Wissenssch
cke für den Bereich de
heißt sowohl die Wend
13). Beide Ausdrücke
mit ihnen gemeint ist.

Wittgensteins Frage
tet dann: Ist es möglich
sinnvolle Aussagen zu
einigen seiner Thesen
Frage die Form: Gehö
sen, was mithilfe eine
können nichts Höher
Deutlichkeit auch in
die gesamte Naturwi

Wie halten wir es
hält, scheinen bezüg
vertreten werden, ein
modell der Sprache
nen, sie ist diejenige
genstein entschiede
man nicht sprechen
gibt für Wittgenste
die Sprache eigent
tisch feststellen, d
nen das Höhere m
scheint er uns bed
durch vergebliche
und schweigt, da
glaube, sie verda
erwarte ich, dass
könnten, die My
fangener zu spre

Neben der h
sagen etwas Lu
von Wittgenste
das Notationsb
die heroische t
aber ein zusätz
hätte demnach
tivism Anspru
wir bei der h
chen, alle Lu
deflationistis
Begleitgefü
Normen def

Wer für
senschaftso
Wege‘ tun,

sen, was den Wissenschaften (genauer: den Naturwissenschaften) zugänglich ist. Als Ausdrücke für den Bereich des Ethischen dagegen benutzt er die zugehörigen Gegenbegriffe, das heißt sowohl die Wendung *absoluter Wert* (ebd., 11) als auch das Wort *übernatürlich* (ebd., 13). Beide Ausdrücke können heute Misstrauen erwecken, sodass eigens zu prüfen ist, was mit ihnen gemeint ist.

Wittgensteins Frage im *Vortrag über Ethik*, auf den unten noch genauer einzugehen ist, lautet dann: Ist es möglich, in dem so noch sehr vorläufig charakterisierten Bereich des Ethischen sinnvolle Aussagen zu machen, die wahr sein können? Wenn es richtig ist, dass er sich bei einigen seiner Thesen über die Sprache vom Vorbild der Notation leiten ließ, bekommt diese Frage die Form: Gehört der Bereich des Ethischen im angedeuteten Sinne in den Bereich dessen, was mithilfe einer *Notation* dargestellt werden kann? Die im Titel zitierte Aussage „Sätze können nichts Höheres ausdrücken“ (TLP 6.42) gibt eine klare negative Antwort, die in aller Deutlichkeit auch in dem Satz zum Ausdruck kommt: „Die Gesamtheit der wahren Sätze ist die gesamte Naturwissenschaft.“ (TLP 4.11)

Wie halten wir es heute damit? Wenn man (offen oder unreflektiert) am Notationsbild festhält, scheinen bezüglich des ‚Höheren‘ zwei Optionen offen zu stehen, die beide heute noch vertreten werden, eine Tatsache, die ein Symptom dafür sein könnte, dass auch das Notationsmodell der Sprache untergründig fortwirkt. Die erste Option könnte man die ‚heroische‘ nennen, sie ist diejenige, für die sich (nach der traditionellen Lesart des *Tractatus*) der junge Wittgenstein entschieden hat. Sie kommt in dem berühmten Schlusssatz zum Ausdruck: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.“ (TLP 7) Das scheint zu heißen, es gibt für Wittgenstein damals diesen besonderen Gegenstandsbereich des ‚Höheren‘, auf den die Sprache eigentlich einen Zugriff haben sollte, wir müssen als Philosophen aber selbstkritisch feststellen, dass (bildlich gesprochen) unsere sprachlichen Arme zu kurz sind; wir können das Höhere nicht erreichen. Gerade derjenige, der von diesem Bereich etwas versteht, so scheint er uns bedeuten zu wollen, erkennt diesen Mangel und wird deshalb vermeiden, sich durch vergebliche Verrenkungen lächerlich zu machen. Heldenhaft beißt er sich auf die Zunge und schweigt ‚darüber‘. Ich halte diese Auffassung für eine unnötige Mystifikation, und ich glaube, sie verdankt ihre Existenz wesentlich dem Notationsbild von der Sprache. Deshalb erwarte ich, dass eine Kritik an diesem Bild und die Arbeit an einer Alternative geeignet sein könnten, die Mystifikation überflüssig zu machen, das heißt über ‚das Höhere‘ wieder unbefangener zu sprechen.

Neben der heroischen gibt es die *deflationistische* Option, bei der man dem Höheren sozusagen etwas Luft ablässt. Sie entspricht dem heutigen Zeitgeist besser als die heroische, die von Wittgenstein zur Zeit des Ersten Weltkriegs vertreten wurde. Ihr Grundgedanke ist der, das Notationsbild, was die Aufgabe der Darstellung von Sachverhalten angeht, zwar (wie es die heroische tut) intakt zu lassen, für den Bereich sinnvollen Sprechens und Argumentierens aber ein zusätzliches Feld zu eröffnen, etwa das Feld der Normen. Der junge Wittgenstein hätte demnach in einem Punkt ganz Recht: Über ‚das Höhere‘ lässt sich deskriptiv, mit kognitivem Anspruch, nicht sprechen, entweder, weil die Sprache nicht so weit reicht (dann sind wir bei der heroischen Position), oder weil es das gar nicht gibt (dann ist, im Bilde gesprochen, *alle* Luft draußen, die Deflation ist vollständig). Es gibt aber auch weniger radikale deflationistische Optionen, zum Beispiel solche, die ‚das Ethische‘ als einen Bereich von Begleitgefühlen bestimmen, oder andere, die es als das Gebiet der von uns selbst aufgestellten Normen definieren.

Wer für die zuletzt genannte Position optiert, ist typischerweise stolz darauf, seine wissenschaftsorientierte Rationalität zu bewahren. Er will in dieser Hinsicht keinen ‚Schritt vom Wege‘ tun, er postuliert kein eigenes ‚Reich der Werte‘, vielmehr erinnert er uns nur diskret

daran, dass wir mit der Sprache nicht nur das notieren können, was *ist* (wir können nicht nur unsere Kognitionen festhalten, so wie wir mithilfe der Notenschrift eine Melodie festhalten können, die gerade erklingt), sondern wir können darüber hinaus auch (zukunftsorientiert, wie ein Komponist oder ein Zeremonienmeister) notieren, was (nach unserer Meinung) unter welchen Umständen *sein sollte*. Neben dem Deskriptiven gibt es (durch unseren Akt des freien Entwerfens) das Normative. Die deflationistische Option ist demnach eine Form des Non-Kognitivismus: In der Ethik geht es für sie nicht darum, etwas zu *erkennen* (für diesen Bereich sind einzig die Wissenschaften zuständig), sondern darum, sich friedlich und rational über Zukunftsentwürfe, über Normen des Handelns, zu *verständigen*.

Ich denke nun, dass nicht nur hinter der heroischen, sondern auch hinter der deflationistischen Option noch das Notationsbild steht: Die Sprache notiert Sachverhalte, entweder deskriptiv (wenn sie vorliegen) oder vorschreibend (wenn sie erst noch herzustellen sind). Wenn diese Sprachauffassung aber verfehlt ist, dann könnte es sich lohnen, Wittgensteins Behandlung der Frage nach dem ‚Höheren‘ noch einmal aufzugreifen. Es könnte sein, dass wir sie ganz anders beantworten würden, wenn wir uns ein entschieden reichhaltigeres Bild unserer sprachlichen Fähigkeiten zu Eigen gemacht hätten. Die hier vorgetragene Kritik am Notationsbild zielt also letztlich darauf ab, den Non-Kognitivismus in Frage zu stellen. Über ‚das Höhere‘ braucht man nicht heroisch zu schweigen, es muss aber auch nicht dadurch handhabbar gemacht werden, dass man ihm die Luft herauslässt. Positiv ausgedrückt: Es gibt in dem Bereich, den Wittgenstein mit dem Ausdruck ‚das Höhere‘ belegt hat, etwas zu *erkennen*, wir können damit Erfahrungen machen, es geht nicht allein um unsere eigene Normsetzung.⁶ Soviel zu den weiter reichenden Zielen dieser Überlegungen. Was nun folgt, verbleibt allerdings im Vorfeld; es sollen die sprachphilosophischen Voraussetzungen dafür verbessert werden, um dasjenige an der Ethik zu sehen, was nicht allein von uns abhängt.

II. Notation und Unsagbarkeit

Wenn es jetzt um eine genauere Bestimmung des ‚Notationsmodells der Sprache‘ geht, ist der erste zu erwähnende Punkt der, dass das Wort ‚Notation‘ im Folgenden streng im Sinne von Nelson Goodman gebraucht wird, der sehr exakt herausgearbeitet hat, worin sich die beiden Typen von Symbolsystemen unterscheiden, die er unter den Namen der *Notationen* einerseits und der *diskursiven* Symbolsysteme andererseits erörtert; die natürlichen Sprachen gehören zu den zuletzt genannten.⁷

Um zu dieser Unterscheidung einen intuitiven Zugang zu gewinnen, denkt man am besten an den schulischen Musikunterricht. Um von einer Notation sprechen zu können, muss ein Bereich von zu notierenden Gegenständen vorgegeben sein (hier: der Bereich der Melodien), und zwar so, dass damit auch feststeht, wann zwei Töne oder Melodien als ‚dieselben‘ gelten. Es muss dann eine Zuordnung zwischen Tönen und Noten getroffen werden, die in beiden Richtungen funktioniert: Der Experte muss zu jeder Folge von Tönen die richtigen Noten aufzeichnen können, und umgekehrt muss er von jedem vorgelegten Notenblatt die Melodie ‚vom Blatt‘ singen oder spielen können. Es muss also ein Abbildungsverhältnis im strengen Sinne eines ‚*Mapping*‘ festgelegt sein.

⁶ Ich kann auf verwandte Ansätze (etwa Ph. Foot, *Die Wirklichkeit des Guten*, Frankfurt M. 1997; oder A. Crary, *Beyond Moral Judgement*, Cambridge/Mass. 2007) hier nicht eingehen.

⁷ N. Goodman, *Sprachen der Kunst*, a. a. O.

Drei Punkte sind Thesen, die Wittgen Notationen fast tr Notationen Symbol den. Es ist beispie geschlossen), vor kommen, dann ab gemäß) zu einem kann zum Beisp men, auf dem R einem *Pinguin* sonst könnte sie Melodien festzu tigsten): Was m was man mit die

Wenn man d der Bemerkung die natürlicher spiel das Probl Frage, wie ma Melodie erklä lung nichts an niemandem er

In der Ana Bereich der ‚ gesamte Wirk kommende M was es ‚darüb überhaupt ge ist kein ‚über sind die Geg Sprache nich struktur mit Struktur der der Notation

Insofern liegenden O Das bedeute Frage ist all mulierbark Sprachen a zur Sprach genstein) f derjenigen hängtig vo wir auf die

⁸ Vgl. H.

Drei Punkte sind in unserem Kontext erwähnenswert: Erstens: Es ist erstaunlich, wie viele Thesen, die Wittgenstein im notorisch schwierigen *Tractatus* über ‚die Sprache‘ aufstellt, für Notationen fast trivial wahr sind. Zweitens: Spätestens seit Goodman wissen wir aber, dass Notationen Symbolsysteme sind, die sich von natürlichen Sprachen grundlegend unterscheiden. Es ist beispielsweise in einer natürlichen Sprache möglich (aber bei einer Notation ausgeschlossen), von einem darzustellenden Gegenstand den Regeln gemäß zu einem Symbol zu kommen, dann aber von diesem Symbol aus auf dem umgekehrten Weg (abermals den Regeln gemäß) zu einem *anderen* Gegenstand. Das sieht man an den Ober- und Unterbegriffen: Man kann zum Beispiel von einem bestimmten *Spatzen* aus regelgerecht zum Wort ‚Vogel‘ kommen, auf dem Rückweg vom Wort zu einer zu Recht so bezeichneten Sache dann aber bei einem *Pinguin* statt einem Spatzen ankommen. Das darf bei einer Notation nicht passieren, sonst könnte sie ihren Zweck nicht erfüllen, der Goodmans Definition zufolge darin besteht, Melodien festzuhalten. Drittens (und dies ist für den hier betrachteten Kontext am wichtigsten): Was man mit Notationssystemen ausdrücken kann, ist sehr viel begrenzter als das, was man mit diskursiven Sprachen sagen kann.

Wenn man die Unterscheidungen Goodmans heranzieht, dann zeigt sich, dass auch einige der Bemerkungen, die Wittgenstein im *Tractatus* zu den *Grenzen* der Sprache macht, nicht auf die natürlichen Sprachen zutreffen, wohl aber auf Notationssysteme. Das betrifft zum Beispiel das Problem der Metasprache. Es ist offensichtlich, dass man über die philosophische Frage, wie man ein System von Noten überhaupt dazu benutzen kann, mitzuteilen, welche Melodie erklingen ist, nichts aussagen kann, wenn man als Ausdrucksmittel für diese Mitteilung nichts anderes als die Notation selbst zur Verfügung hat. In der Notenschrift kann man niemandem erläutern, wie sie funktioniert; die Notation enthält keine Metasprache.⁸

In der Analogie, mit der Wittgenstein arbeitet, entspricht dem Bereich der Melodien der Bereich der ‚natürlichen Welt‘. So kann er sagen, dass ‚der Satz‘ im Sinne des *Tractatus* die gesamte Wirklichkeit darstellen oder ‚abbilden‘ kann (jeden beliebigen Sachverhalt, jede vorkommende Melodie), aber nichts darüber hinaus (TLP 4.12). Hier drängt sich die Frage auf, was es ‚darüber hinaus‘ (außer dem, was Wittgenstein ‚das Ethische‘ nennt; dazu gleich mehr) überhaupt geben könnte? Das einfachste und für den *Tractatus* wohl wichtigste Beispiel dafür ist kein ‚übernatürlicher Gegenstand‘ religiöser oder metaphysischer Provenienz, sondern es sind die Gegenstände der Logik. Man kann eine vorgeschlagene Struktur für eine logische Sprache nicht rechtfertigen, indem man *in* dieser logischen Sprache zeigt, dass die Sprachstruktur mit der Struktur der Welt übereinstimmt. Die Struktur der Welt ist (ebenso wie die Struktur der Sprache) kein Sachverhalt in Wittgensteins Sinn. Sie kann nicht zum Gegenstand der Notation werden (TLP 4.121).

Insofern Wittgenstein nun sagen wollte, die Sätze der Ethik seien keine Notate von (vorliegenden oder herzustellenden) Sachverhalten in der ‚natürlichen Welt‘, war er im Recht. Das bedeutet auch: Sie können im fingierten Notationssystem nicht formuliert werden. Die Frage ist allerdings, was daraus folgt. Sind die ethischen Sätze wegen dieses Mangels an Formulierbarkeit unsinnig, oder sollten wir vielmehr den Schluss ziehen, dass unsere natürlichen Sprachen anders funktionieren als Notationssysteme, sodass wir mit ihnen mehr und anderes zur Sprache bringen können als mit Notationen? Im Folgenden wird (gegen den jungen Wittgenstein) für die zweite Schlussfolgerung argumentiert werden. Erst wenn wir die Funktion derjenigen Sätze, mit denen er sich ‚dem Ethischen‘ damals zu nähern trachtet, auch unabhängig von seiner eigenen damaligen Sprachauffassung genauer verstanden haben, können wir auf die Frage zurückkommen, was mit der Aussage gemeint sein kann, sie würden von

⁸ Vgl. H. J. Schneider, Satz – Bild – Wirklichkeit, a. a. O.

etwas ‚Übernatürlichem‘ oder ‚Absolutem‘ handeln, oder die Sprecherin würde dies zumindest ‚meinen‘ oder intendieren. Und erst dann können wir erörtern, ob sich aus diesem Ansatz eine akzeptable Form eines ethischen Kognitivismus ergibt oder nicht.

III. Meinen, Sagen und Zeigen

Dass diese Reihenfolge der Untersuchung zu empfehlen ist (nämlich zunächst das Funktionieren der Sprache ins Auge zu fassen, und erst auf dieser Basis die Frage zu erörtern, was es heißen kann, ‚ontologische Verpflichtungen‘ einzugehen), soll hier plausibel werden durch einen Blick auf einen wichtigen Punkt derjenigen Kritik, die von den so genannten ‚resoluten‘ Lesern des *Tractatus* gegen eine traditionellere Lesart der Unterscheidung von ‚Sagen‘ und ‚Zeigen‘ vorgebracht wird; mit diesem Kritikpunkt bin ich einverstanden.⁹ Die Kritik richtet sich gegen die Vorstellung, es gebe auf der grundsätzlichen Ebene nur *eine* Beziehung zwischen einer Sprache und ihren primären Gegenständen. Dies sei die Beziehung ‚etwas zu meinen‘ (was im Englischen durch die Parallelität der Wendungen ‚*a word has meaning*‘ und ‚*she means something*‘ nahe gelegt wird). Diese Beziehung wird in der traditionellen Lesart des *Tractatus* als Fall einer in beiden Richtungen eindeutigen Zuordnung gedeutet, in dem oben auf Notationssysteme bezogenen strengen Sinn eines ‚*Mapping*‘. Wie ausgeführt haben wir im Fall der Musik die Melodien auf der einen Seite und die musikalischen Noten auf der anderen; zusätzlich haben wir die Projektions- oder Abbildungsregeln, die uns von den Entitäten der einen Seite zu denen der anderen bringen, und zwar in beiden Richtungen. Auf dem Felde der Sprache heißt das: Das Gemeinte kann man normalerweise in Worte fassen, und Worten, die man hört und versteht, kann man ein Gemeintes zuordnen.

Das Besondere des ‚Ethischen‘ ist für den traditionellen (nicht aber für den resoluten) Leser des *Tractatus* dann eine Eigenheit der *Gegenstände* im ethischen Bereich, die dafür verantwortlich ist, dass wir sie mit unserem Symbolsystem nicht erfassen können. In gewisser Weise kennen wir diese besonderen Gegenstände zwar, denn wir können sie ja ‚meinen‘, wir können uns mental (intuitiv, mit dem ‚Gefühl‘ ...) ‚auf sie beziehen‘. Die traditionellen Leser glauben sogar, wir könnten mithilfe unsinniger Sätze in ihre Richtung gestikulieren (auf sie ‚zeigen‘). Wir könnten sie *nur* nicht auf ‚ordentliche‘ Weise zur Sprache bringen, das heißt so, wie wir das von einfacheren sprachlichen Fällen zum Beispiel im Umgang mit Alltagsgegenständen kennen.

Eine solche Position ist unbefriedigend, weil sie nicht erklärt, wie wir überhaupt dazu gekommen sind, in diesem Bereich etwas zu ‚meinen‘, unabhängig davon, ob wir das dann *sagen* oder nur *zeigen* können. Wenn wir dabei bleiben wollten, dass es nur *eine* semantische Grundrelation (die des Meinens) gebe, für die sich erst bei der Frage der gelingenden oder misslingenden Symbolisierung die beiden Unterarten des Sagens und Zeigens einstellen, und wenn ferner gelten soll, dass der Unterschied zwischen diesen beiden Bezugnahmen sich aus einer Differenz in der *Natur der Gegenstände* ergibt (sie sind entweder ‚normal‘ oder ‚transzendent‘), dann bleibt die erkenntnistheoretische Zugänglichkeit und damit die philosophische Respektabilität der ‚besonderen‘ Gegenstände höchst zweifelhaft. Hier scheint nur eine vage Erinnerung an die theologische These vorzuliegen, dass keiner der ‚Namen Gottes‘ wirklich an ihn heranreicht. Aber selbst wenn das so wäre, sollten wir als Philosophen den *Grund* für diese Unzulänglichkeit erläutern können. Die Rede von transzendenten oder meta-

⁹ Vgl. R. Read u. A. Crary (Hg.), *The New Wittgenstein*, London 2000; sowie meine Rezension: *Arten von Unsinn?*, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 51 (2003), 876–881.

physischen Gegenstände
nicht seine Lösung

Damit wird
bewahrt die rich
Ethik und Auss
(sicher auch vo
offenbar eine T
tatsächlich sch
unverständlich
Position zurück
weil es die Teil

Wittgenstein
Betonung dies
offenbar nur d
lich gesprochen
Umständen an
diese Differenz
zwischen Art
und er hat im
er habe die
Sachen‘ in m
Relation des
selbe, auch
sind bedeut
aber keine

Um vor
weiteren An
physischen U
und was es
(wie in der
suspekt ers

„Man k
Gramm
will. N
wenn
de.) B
zu ble

Der für u
tungen z
,ethische
(und des
den ‚Un
als wür
Gegenst
entspre
übers‘,
könnte

physischen Gegenständen reicht als Erläuterung nicht aus; sie ist die Nennung eines Problems, nicht seine Lösung.

Damit wird nicht in Abrede gestellt, dass die Unsagbarkeitsthese auch Vorteile hat. Sie bewahrt die richtige Intuition, dass es einen *großen Unterschied* gibt zwischen Aussagen der Ethik und Aussagen über natürliche Tatsachen. Dies scheint für Wittgenstein persönlich ein (sicher auch von G. E. Moore inspirierter) wichtiger Punkt gewesen zu sein; er befürchtete offenbar eine Trivialisierung des Bereichs des ‚Höheren‘. Davor kann die Unsagbarkeitsthese tatsächlich schützen. Aber negativ ist zu vermerken, dass auf diese Weise das ganze Gebiet unverständlich bleibt, und dies wird unsere Neigung verstärken, uns auf eine deflationistische Position zurückzuziehen, was aus einer weiter gefassten Perspektive deshalb schädlich ist, weil es die Tendenz bestärkt, die Vielfalt und die Reichweite der Vernunft zu unterschätzen.

Wittgenstein hat sowohl in seiner frühen als auch in seiner späten Philosophie an der Betonung dieses Unterschieds festgehalten. Dies konnte er in seiner frühen Philosophie aber offenbar nur dadurch tun, dass er die Unsinnigkeit der Sätze ‚über Höheres‘ behauptete. Bildlich gesprochen: Er hat sich für eine Vollbremsung entschieden, statt die Geschwindigkeit den Umständen anzupassen. Erst in seiner späteren Philosophie hat er Schritte dazu unternommen, diese Differenz als eine zu deuten, die zwischen *Arten, Bedeutung zu haben*, besteht, nicht zwischen Arten von ‚gemeinten‘ *Sachen*. Dies hat er an einzelnen Beispielen ausbuchstabiert, und er hat immer wieder auf die Vielfalt dieser Arten hingewiesen. Man könnte auch sagen, er habe die ‚Arten des Zeigens‘ genauer untersucht und dabei bemerkt, dass die ‚gemeinten Sachen‘ in manchen Fällen aus der Betrachtung hinausfallen. Damit wird dann aber auch die Relation des Meinens zweifelhaft, speziell die Vorstellung, sie sei als Relation immer dieselbe, auch wenn die zueinander in Beziehung gesetzten Sachen wechseln. Was übrig bleibt, sind bedeutungsvolle Handlungs- und Erfahrungszusammenhänge verschiedenster Arten, aber keine ‚unsagbaren‘ Gegenstände.

Um vorgreifend einen Eindruck von diesem Gedanken zu geben und die Richtung der weiteren Argumentation erkennbar zu machen, soll hier eine kurze Passage aus den *Philosophischen Untersuchungen* zitiert werden. Wittgenstein erörtert dort *den Vorgang des Denkens* und was es heißen könnte, ihn *unkörperlich* zu nennen. Es geht ihm also auch an dieser Stelle (wie in der Ethik) um die Frage nach ‚besonderen Gegenständen‘, die erkenntnistheoretisch suspekt erscheinen könnten. Er schreibt:

„Man könnte aber sagen ‚Denken ist ein unkörperlicher Vorgang‘, wenn man dadurch die Grammatik des Wortes ‚denken‘ von der des Wortes ‚essen‘, zum Beispiel, unterscheiden will. Nur erscheint dadurch der Unterschied der Bedeutungen *zu gering*. (Ähnlich ist es, wenn man sagt: die Zahlzeichen seien wirkliche, die Zahlen nicht-wirkliche Gegenstände.) Eine unpassende Ausdrucksweise ist ein sicheres Mittel, in einer Verwirrung stecken zu bleiben. Sie verriegelt gleichsam den Ausweg aus ihr.“ (PU 339)

Der für unseren Kontext wichtige Satz ist: „Nur erscheint dadurch der Unterschied der Bedeutungen *zu gering*.“ Auf das Gebiet des Ethischen übertragen würde er lauten: Wenn wir von ‚ethischen Gegenständen‘ sprechen und von ihnen sagen wollten, sie seien ‚übernatürlich‘ (und deshalb Gegenstände des Zeigens, nicht des Sagens), dann würde diese Ausdrucksweise den ‚Unterschied der Bedeutungen‘ *zu gering* erscheinen lassen. Es sieht dann nämlich so aus, als würde jeder von uns selbstverständlich neben den natürlichen auch die übernatürlichen Gegenstände kennen, wie bei den Kirschen die süßen und die sauren. Die Bedeutung der entsprechenden Ausdrücke anzugeben, würde gedacht werden als die Angabe eines ‚Gegenübers‘, eines Bezugsgegenstandes für die Relation des Meinens. Diese Bezugsgegenstände könnten sehr verschiedenartig sein (wie bei den ‚nicht-wirklichen‘ Zahlen im Gegensatz zu

den ‚wirklichen‘ Ziffern), der Ausdruck ‚Bezug‘ würde aber in allen Fällen dieselbe Relation bezeichnen. Das ist dem späten Wittgenstein zufolge sprachphilosophisch naiv; der Unterschied, um den es hier gehen muss, ist größer.

Wie aber funktionieren (traditionell, aber irreführend ausgedrückt: ‚wovon handeln‘) ethische Aussagen, wenn sie nicht von ethischen Entitäten einer übernatürlichen Art handeln, die wegen dieser Eigenschaft nicht auf gewöhnliche Weise, sondern allenfalls ‚zeigend‘ zur Sprache gebracht werden können? Lässt sich auf diese Frage eine Antwort finden, die nicht deflationistisch ist?

IV. Besondere Gegenstände oder besondere Bedeutungsarten?

Wir stehen damit vor der Frage, was Wittgenstein mit den Worten ‚das Ethische‘ und ‚Höheres‘ positiv zum Ausdruck bringen wollte. Dazu betrachten wir den *Vortrag über Ethik* jetzt genauer. Zwei Dinge fallen ins Auge: Erstens behandelt er das Problem der Bedeutung im Bereich des Ethischen in engster Beziehung zu sehr persönlichen Seiten seines eigenen Lebens, nämlich zu Momenten, in denen er (wie er sagt) dazu neigt, bestimmte (wie wir sagen können: ‚existenzielle‘) Redeweisen zu gebrauchen, die er später allerdings glaubt, als unsinnig klassifizieren zu müssen. Und zweitens fällt auf, dass diese Ausdrucksweisen zunächst gar nicht den Anschein erwecken, als würden sie sich auf Entitäten beziehen, seien diese nun wirklich oder nicht-wirklich, natürlich oder übernatürlich. Schon im *Vortrag über Ethik* gewinnt man also den Eindruck, sie würden *völlig* anders funktionieren als Ausdrücke für Sachverhalte. Aber offenbar konnte Wittgenstein sie damals nur durch eine negative Bestimmung genauer fassen, nämlich in Gestalt des Nachweises, dass sie vom Standpunkt seines Notationsbildes von der Sprache als unsinnig klassifiziert werden müssen. Diese These ist nachvollziehbar: Wenn dieses Bild der Maßstab zur Beurteilung des Sinns ist, dann ergibt sich daraus in der Tat, dass die entsprechenden Sätze ‚unsinnig‘ sind. Dieser Maßstab lässt sich aber in Frage stellen. Wenn wir dies jetzt tun, dann können wir die Einsichten seiner späteren Philosophie dazu benutzen, nach positiven Bestimmungen zu suchen, mit denen sich größere Klarheit in das bringen lässt, worauf er schon in dem genannten Vortrag zielte.

Zwei der von Wittgenstein angesprochenen Situationen sollen hier betrachtet werden, nämlich erstens Momente, in denen er „über die Existenz der Welt staunt“ (Vortrag, 14), und zweitens Momente der „absoluten Sicherheit“ (ebd.). Er macht klar, dass diese Ausdrücke, wenn sie auf die von ihm intendierte Weise gebraucht werden, nicht ihren normalen *relativen* Sinn haben; gemeint ist zum Beispiel nicht das Staunen über die Höhe eines Gebäudes oder die relative Sicherheit, die ein Reporter fühlen kann, wenn er von einer Tätigkeit als Kriegsberichterstatte an seinen Schreibtisch in Frankfurt zurückkehrt.

Wenn wir abermals versuchen, dadurch einen Zugang zu Wittgensteins Aussagen zu finden, dass wir auf die Grenzen von Notationssystemen schauen, dann sehen wir, dass in den beiden genannten Ausdrucksweisen nicht von bestimmten Entitäten die Rede ist und nicht von dem Wert, den ein solcher Gegenstand im instrumentellen Sinne für die Erreichung eines von ihm selbst gesetzten Ziels haben würde. In dem Sinne geht es nicht um einen ‚relativen Wert‘. Es ist aber auch nicht von übernatürlichen Wesen oder Entitäten die Rede. Stattdessen könnte man in erster Annäherung sagen, es gehe ihm in beiden Fällen um so etwas wie die Qualität seines ganzen Lebens. Es ist leicht zu erkennen, dass solche *Aussagen über die Qualität eines Ganzen* (ähnlich wie die oben angesprochenen metasprachlichen Aussagen) in einer *Notation* nicht gemacht werden können, das heißt nicht in einem Symbolsystem, das dazu entwickelt wurde, nichts anderes zu tun, als die einzelnen Elemente eines ihm zugeord-

neten Bereich
Hinweis Good
allegro oder d
gehören unser
zu sein.¹⁰ Hät
nicht sagen. I
von ihm gese
halb dessen, v

Was folgt
den Bereich
die wir heute
türlichen? Ni
Sinne über e
Wesen, desse
physisches in
muss dies als

Der Verg
ausdehnen: I
nun einen M
oder als ob
solchen Äuß
als Ganzem
von ‚Notatio
mithilfe eine
beugung‘.

Mein Vo
‚dem Ethisc
sode, die al
gleich ein
ansehen od
Beispiel sa
auch Aussa
zeugend se
ein rational
werden ka
Adjektiv ‚
halb der m
von dem,
das Wort
Ganzen en
bel, den A
unserer W

¹⁰ N. Good

¹¹ Wittgen
trag, 18
wichtig
spricht

dieselbe Relation
naiv; der Unter-
wovon handeln')
chen Art handeln,
ells ‚zeigend‘ zur
finden, die nicht

arten?

‘ und ‚Höheres‘
hik jetzt genauer.
im Bereich des
n Lebens, näm-
sagen können:
s unsinnig klas-
nächst gar nicht
se nun wirklich
ik gewinnt man
r Sachverhalte.
mumung genauer
Notationsbildes
schvollziehbar:
h daraus in der
aber in Frage
en Philosophie
ere Klarheit in

achtet werden,
rtrag, 14), und
se Ausdrücke,
alen *relativen*
gebäudes oder
eit als Kriegs-

ssagen zu fin-
t, dass in den
ist und nicht
eichung eines
en ‚relativen
ede. Stattdes-
so etwas wie
gen über die
en Aussagen)
system, das
hm zugeord-

neten Bereichs und ihre Anordnung zu notieren. Dies wird leicht sichtbar, wenn man dem Hinweis Goodmans folgt, dass die in der Musik üblichen italienischen Ausdrücke vom Typus *allegro* oder *con dolcezza* nicht Teile der musikalischen Notation im strengen Sinne sind. Sie gehören unserer *diskursiven* Sprache an, sie *ergänzen* die Notation, ohne selbst Teile von ihr zu sein.¹⁰ Hätte man nur die Notation, dann könnte man das, was sie zum Ausdruck bringen, nicht sagen. In diesem Sinne entsprechen sie den Redeweisen, zu denen Wittgenstein in den von ihm geschilderten besonderen Situationen neigt. Beide Ausdrucksformen stehen außerhalb dessen, was notiert werden kann.

Was folgt aus diesem Vergleich für die Frage, ob die Ausdrücke, mit denen Wittgenstein den Bereich des Ethischen charakterisiert, metaphysische Verpflichtungen mit sich führen, die wir heute vielleicht nicht eingehen wollen? Handeln sie vom Absoluten, vom Übernatürlichen? Nicht notwendigerweise. Solange wir nicht dazu übergehen, in einem *wörtlichen* Sinne über einen *Schöpfer* der staunenswerten Welt zu sprechen oder über ein göttliches Wesen, dessen Wohlwollen der *Grund* für unser Sicherheitsgefühl ist, solange ist nichts Metaphysisches im Spiel. Wenn wir die genannten Ausdrucksweisen als sinnvoll erachten, dann muss dies also nicht daran liegen, dass sie sich auf besondere Gegenstände beziehen.

Der Vergleich mit der Musik lässt sich über die Beispiele von Goodman hinaus noch etwas ausdehnen: Ein Notationssystem stellt Töne in bestimmten Relationen dar. Denken wir uns nun einen Musiklehrer, der seinem Schüler sagt: ‚Sie sollten das *wie ein Kompliment* spielen, oder als ob sie jemanden trafen und mit ihrer Melodie eine *Verbeugung* machen würden!‘ In solchen Äußerungen wird (wie bei *con dolcezza*) etwas über den Charakter eines Stücks Musik *als Ganzem* gesagt, etwas, das in der Notation nicht gesagt ist und dort auch (der Definition von ‚Notation‘ gemäß) gar nicht gesagt werden kann. Und dieser Charakter des Ganzen wird mithilfe eines Vergleichs ausgedrückt: Spiele das Stück ‚wie ein Kompliment‘, ‚wie eine Verbeugung‘.

Mein Vorschlag ist nun, Wittgenstein so zu lesen, dass im Zentrum dessen, was er unter ‚dem Ethischen‘ versteht, Aussagen über das *Ganze eines Lebens* stehen oder über eine Episode, die als auf ein solches Ganzes bezogen verstanden wird, und dass auch hier der Vergleich ein Ausdrucksmittel sein kann. Zum Beispiel kann man sein Leben als eine *Reise* ansehen oder als eine *Prüfung*.¹¹ Wie die kritischen Aussagen eines Musiklehrers, der zum Beispiel sagt, ‚was du da gespielt hast, ist kein Kompliment, sondern eine Ohrfeige‘, können auch Aussagen im so verstandenen ethischen Bereich im Einzelfall mehr oder weniger überzeugend sein, mehr oder weniger angemessen. Darüber ist im Fall der Musik unter Kennern ein rationaler Diskurs möglich, der allerdings nicht im Medium des Notationssystems geführt werden kann. Wenn dies als Interpretation in die richtige Richtung weist, dann würde das Adjektiv ‚absolut‘ in Wittgensteins Ausdruck ‚absoluter Wert‘ sich nicht auf etwas *außerhalb der menschlichen Welt* beziehen müssen, im Sinne einer ‚transzendenten‘ Entität, die von dem, worüber wir normalerweise sprechen, grundverschieden ist. Stattdessen könnte das Wort jene Art von Nicht-Relativität signalisieren, die sich aus der Betrachtung eines *Ganzen* ergibt, hier: des Ganzen eines Lebens. Auf entsprechende Weise erscheint es plausibel, den Ausdruck ‚übernatürlich‘ nicht so zu verstehen, dass er etwas meint, das außerhalb unserer Welt liegt, sondern nur außerhalb der Reichweite der Symbolsysteme der Naturwis-

¹⁰ N. Goodman, *Sprachen der Kunst*, a. a. O., 176.

¹¹ Wittgenstein selbst spricht von dem Erlebnis, „[...] bei dem man die Welt als Wunder sieht“ (Vortrag, 18). Wie eine solche Bindung an ein ‚Erlebnis‘ zu verstehen ist, muss hier unerörtert bleiben; wichtig ist, dass er schon an dieser Stelle das später von ihm ausführlich erörterte ‚Sehen als‘ anspricht.

senschaften.¹² Einige *andere* Ausdrücke, die Wittgenstein im *Vortrag* für die Kennzeichnung der Provinz des Ethischen benutzt, stützen diese Lesart, namentlich die schon oben zitierten Ausdrücke ‚Sinn des Lebens‘ und ‚die rechte Art zu leben‘ (*Vortrag*, 10 f.), und im *Tractatus* seine Charakterisierung des Mystischen als „das Gefühl der Welt als begrenztes Ganzes“ (TLP 6.45). Alle diese Wendungen lassen sich nicht als Teile eines Notationssystems verstehen, wohl aber als auf ein Ganzes eines Lebens bezogen, insofern die Frage zur Debatte steht, ob es ‚gut‘ ist. Aber der Nachweis ihrer Unsinnigkeit wäre im Kontext der hier betrachteten Argumentation nur dann bereits erbracht, wenn erwiesen wäre, dass nur das sinnvoll ist, was man in Notationssystemen sagen kann.

Die These, Wittgenstein habe Sätze, die etwas Ethisches zu formulieren suchen, deshalb als unsinnig eingestuft, weil er damals eine zu enge (nämlich notationale) Sprachauffassung hatte, wird bestätigt, wenn wir sehen, was er einem fingierten Gesprächspartner antwortet, der meint, die fraglichen Ausdrücke dürften nicht *buchstäblich* genommen, vielmehr müssten sie als *Gleichnisse* verstanden werden (*Vortrag*, 16 f.). Er entgegnet nämlich: Wenn es sich um Gleichnisse handelte, dann müssten wir sagen können, *wofür* sie Gleichnisse wären, das heißt worüber sie eine (indirekte, gleichnishafte) Aussage machen. Wenn wir aber eine solche Reformulierung angäben, so meint Wittgenstein, dann müsste sich diese, um sinnvoll zu sein, auf einen möglichen Sachverhalt beziehen. Und dies hieße nach seinem Verständnis, dass wir mit der Umformulierung den Bereich des Ethischen verlassen hätten, weil die umformulierten Sätze von (potenziellen) Tatsachen handeln würde, was ihren ethischen Charakter ausschliesse.

Es ist aber leicht zu sehen, dass diese Zurückweisung nur gilt, wenn das Notationsparadigma nicht in Zweifel gezogen wird. Nur unter dieser Prämisse muss auch jedes sinnvolle Gleichnis sich auf ein ‚Etwas‘ beziehen (im Sinne einer realen oder vorgestellten Konfiguration von Entitäten), mit der einzigen Besonderheit, dass der Bezug indirekt geschieht. Dies ist keine ganz ungewöhnliche Auffassung von der Arbeitsweise von Gleichnissen oder übertragenen Redeweisen. So sagt zum Beispiel Janet Martin Soskice in ihrer ersten Arbeitsdefinition von der *Metapher*, sie sei „diejenige Redefigur, mit der wir über eine Sache in Worten reden, die eine andere Sache anzusprechen scheinen“.¹³ Nach dem Wortlaut dieser Definition haben wir also *zwei* Sachen vor uns, eine, über die wir *wirklich* sprechen, und eine, die von den gewählten Worten angesprochen zu werden *scheint*. Wenn dies aber so wäre und wenn wir als ‚Sachen‘ hier nur die Sachverhalte des *Tractatus* zulassen würden, dann könnte jede Metapher und jedes Gleichnis im Prinzip durch einen wörtlichen Ausdruck des von Wittgenstein vorgestellten Notationssystems ersetzt werden. Und das Resultat dieser Substitution würde (gerade weil es sich auf einen Sachverhalt beziehen würde) die intendierte ethische Bedeutung des ursprünglichen gleichnishaften Ausdrucks verfehlen, ganz so, wie Wittgenstein es behauptet.

Aber noch einmal: Dies gilt nur unter der Prämisse, dass es in jedem sinnvollen Sprechen ‚Sachen‘ geben muss, über die gesprochen wird, die der Sprecher ‚meint‘, im Sinne der oben als ‚traditionell‘ bezeichneten Lesart des *Tractatus*. Wenn wir diese ‚notationale‘ Prämisse aufgeben, können wir sehen, dass in einigen analogen Redeweisen Ausdrücke vorkommen, die nicht auf Gegenstände oder ‚Sachen‘ referieren, über die wir ‚eigentlich‘ sprechen und über die wir genauso gut ‚wörtlich‘ sprechen könnten. Und diese analogen Redeweisen sind trotz dieses Mangels an Bezugsgegenständen sinnvoll.

Um Missverständnisse zu vermeiden, muss an dieser Stelle ausdrücklich betont werden, dass die hier vorgetragene Infragestellung der These, zu jedem sinnvollen Satz müsste sich

¹² Die Frage, ob es Aussagenbereiche der Naturwissenschaften gibt, die sich als notational im Sinne Goodmans auffassen lassen, wäre noch eigens zu untersuchen.

¹³ J. M. Soskice, *Metaphor and Religious Language*, Oxford 1985, 15.

der *Gegenstand* (o
Ebene der *Schulgr*
behauptende deut
Bei der Leugnung
Syntax im Sinne d
machen, dass die
Sachverhalten zu

Zwar mag es
spricht, existiert
hen. Dies gilt au
Sache in Termin
Sache‘ an den F
all das zählt, ‚w
nung, wie es hä
bleibt aber, was
uns alltagstheor
‚Ethischen‘ ode
jedenfalls kann

Der *späte* Witt
gibt, mit dene
tung aber zu
Gleichnisse i
ihnen nicht z
uns *tatsächl*
Verständnis
führungen in
Verdoppelun
nicht. Dies s
wir uns auf
‚Schmerzen
kulation vo
Wittgenste
cke, um au
Problem, s
Zentrum, s
von Sachv
Philosoph

„Aber
Schme
könnte

¹⁴ Vgl. F
Deuts

der *Gegenstand* (oder die Gegenstände) angeben lassen, von denen er handle, nicht auf der Ebene der *Schulgrammatik* erfolgt. Im grammatischen Sinn hat jeder ordentlich gebildete behauptende deutsche Satz einen ‚Satzgegenstand‘, ein Subjekt, sogar der Satz ‚es regnet‘. Bei der Leugnung der Unvermeidlichkeit von Bezugsgegenständen geht es also nicht um die Syntax im Sinne der ‚Oberflächengrammatik‘ (PU 664). Vielmehr geht es darum, sichtbar zu machen, dass die Sprache vielfach *nicht* dazu dient, Konstellationen von Gegenständen in Sachverhalten zu beschreiben, auch nicht von ‚transzendenten Gegenständen‘.

Zwar mag es Kontexte geben, in denen man sagen kann: Alles, worüber ein wahrer Satz spricht, existiert. Eine solche Aussage kann sich aber nur auf die Oberflächengrammatik beziehen. Dies gilt auch für die zitierte Formulierung von Soskice, die Metapher würde über *eine Sache* in Termini sprechen, die eine andere Sache nahe legen. Hier ist der Ausdruck ‚eine Sache‘ an den Formen der Oberflächengrammatik orientiert, nämlich so, dass als eine Sache all das zählt, ‚worüber‘ man sprechen kann. Oberflächengrammatisch ist das genauso in Ordnung, wie es häufig die Auskunft ist, die Sprecherin meine doch schließlich etwas. Zu klären bleibt aber, was die Wendung ‚über eine Sache sprechen‘ jeweils heißt, insbesondere dort, wo uns alltagstheoretische und/oder notationale Vorstellungen in die Irre führen, wie im Fall des ‚Ethischen‘ oder im Fall der ‚nicht-wirklichen‘ Gegenstände der Mathematik. Die Philosophie jedenfalls kann sich mit der Ebene der Oberflächengrammatik nicht zufrieden geben.

V. Mentale Zustände und existenzielles Sprechen

Der *späte* Wittgenstein ist zu der Überzeugung gekommen, dass es sinnvolle Redeweisen gibt, mit denen wir uns auf ‚etwas‘ zu beziehen scheinen, bei denen eine genauere Betrachtung aber zu dem Resultat führt, dass dies nicht der Fall ist. Sie lassen sich dann nicht als Gleichnisse im Sinne einer Verdoppelung der Dinge interpretieren, das heißt, wir haben bei ihnen nicht *zwei* Dinge vor uns, das, worüber wir zu sprechen *scheinen*, und das, worauf wir *tatsächlich* (durch das Medium des Gleichnisses hindurch) beziehen. Für ein besseres Verständnis seiner frühen Auffassung ‚des Ethischen‘ ist es deshalb hilfreich, diejenigen Ausführungen in seiner späteren Philosophie zu betrachten, in denen er sich gegen eine solche Verdoppelung ausspricht, unabhängig davon, ob es dabei um das Thema Ethik geht oder nicht. Dies sind insbesondere seine Überlegungen zur Bedeutung von Redeweisen, mit denen wir uns auf ‚unser Inneres‘ zu beziehen scheinen.¹⁴ Dazu gehören einfache Ausdrücke wie ‚Schmerzen haben‘ und primitive Artikulationen wie ‚Au!‘. Obwohl das Thema der Artikulation von Schmerzen vom Gebiet der Ethik zunächst weit entfernt erscheinen könnte, ist Wittgensteins nicht verdinglichende Erörterung dieser Ausdrücke doch eine geeignete Brücke, um aus der Perspektive seiner späteren Philosophie zurückzuschauen auf sein früheres Problem, sich in denjenigen besonderen Situationen zu artikulieren, die er damals als das Zentrum ‚des Ethischen‘ angesehen hatte, denn auch dort sollte es nicht um die Darstellung von Sachverhalten und ihren Komponenten gehen. Betrachten wir die folgende Stelle aus den *Philosophischen Untersuchungen*. In seiner typischen dialogischen Art heißt es im § 304:

„Aber du wirst doch zugeben, dass ein Unterschied ist, zwischen Schmerz benehmen mit Schmerzen und Schmerz benehmen ohne Schmerzen.“ Zugeben? Welcher Unterschied könnte größer sein! – „Und doch gelangst du immer wieder zum Ergebnis, die Empfindung

¹⁴ Vgl. H. J. Schneider, Reden über Inneres. Ein Blick mit Ludwig Wittgenstein auf Gerhard Roth, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, 53 (2005), 743–759.

selbst sei ein Nichts.' – Nicht doch. Sie ist kein Etwas, aber auch nicht ein Nichts! [...] Das Paradox verschwindet nur dann, wenn wir radikal mit der Idee brechen, die Sprache funktioniere immer auf *eine* Weise, diene immer dem gleichen Zweck: Gedanken zu übertragen – seien diese nun Gedanken über Häuser, Schmerzen, Gut und Böse, oder was immer.“

Der letzte Satz dieses Zitats lässt sich als ausdrücklicher Widerruf des Notationsbildes lesen: Eine Person, die ihren Schmerz ausdrückt, benutzt keine Notation, um anzuzeigen, dass ein bestimmter Gegenstand oder Gegenstandskomplex in einem ihrer Wahrnehmungsfelder erschienen ist. Es muss in der natürlichen Sprache also andere wahrheitsfähige Ausdrucksmöglichkeiten geben als nur notationale. Schon diese Beobachtung ist geeignet, das ‚Reden über Inneres‘ in die Nähe von Ausdrucksweisen zu bringen, mit denen wir zum Beispiel das Staunen über die Existenz der Welt oder ein Gefühl absoluter Sicherheit artikulieren.

Dies lässt sich schärfer fassen, wenn wir noch einmal auf den *Vortrag über Ethik* zurückblicken und sehen, warum Wittgensteins damalige Versuche, einen sinnvollen Satz zu finden, der sein Artikulationsbedürfnis in den besonderen Situationen befriedigen würde, ihn immer nur zu Sätzen geführt haben, die den ethischen Sinn verfehlen, weil sie nichts anderes waren (und, wie er damals meinte, sein konnten) als Darstellungen von ‚Sachverhalten‘. Der jeweils erwogene Satz kann zwar so interpretiert werden, dass er einen Sinn hat, er sagt dann aber nicht das, was er eigentlich sagen sollte. Das systematische Problem dahinter (so können wir nun rückblickend feststellen) ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen den besonderen (‚existenziellen‘) Artikulationen, die Wittgenstein zur Charakterisierung ‚des Ethischen‘ herangezogen hatte, und ‚psychologischen Tatsachen‘ im Sinne einer eher engen Vorstellung von einer deskriptiven Psychologie.

Woran er damals scheiterte, können wir an dem folgenden Gedankenexperiment sehen, das er im *Vortrag über Ethik* anstellt: Er stellt sich vor, einer seiner Zuhörer wäre allwissend: „[...] er kennt also die Bewegungen aller toten oder lebendigen Körper in der Welt, und er kennt auch sämtliche Bewusstseinszustände aller Menschen, die je gelebt haben.“ (Vortrag, 12) Er denkt sich, all dies würde in einem dicken Buch niedergeschrieben, und er behauptet, „[...] dass dieses Buch nichts enthielte, was wir ein *ethisches* Urteil nennen würden, bzw. nichts, was ein solches Urteil logisch implizierte“ (ebd.). Er erwähnt dann die Worte Hamlets „An sich ist nichts weder gut noch böse; das Denken macht es erst dazu“ und liest sie als den Vorschlag, „[...] dass das Gute und das Böse zwar keine Eigenschaften der Welt außer uns, wohl aber Attribute unserer Bewusstseinszustände sind“. Und nun macht er einen wichtigen Schritt, indem er dagegen den folgenden Einwand formuliert: „Ich meine jedoch, dass ein Bewusstseinszustand, soweit wir darunter eine beschreibbare Tatsache verstehen, in keinem ethischen Sinne gut oder böse ist.“ (Ebd.)

Um zu sehen, auf welche Weise der späte Wittgenstein über seine früheren Gedanken hinausgeht, ist nun die Frage entscheidend: Was könnte es heißen, ‚über einen Bewusstseinszustand zu sprechen‘, insoweit wir damit *nicht* eine Tatsache meinen, die wir (mithilfe eines Notationssystems) beschreiben? Was wäre eine Artikulation in einer Situation der von Wittgenstein gemeinten Art, wenn sie nicht die Beschreibung einer ‚bloßen‘ Tatsache wäre, auch nicht einer ‚psychologischen Tatsache‘? Hat unsere *natürliche* Sprache Platz für solche Artikulationen, auch wenn dieser Platz in einem *Notationssystem* nicht gegeben ist? Und erzwingt dieser Platz eine deflationistische Position?

In seiner späten Philosophie sieht er es ausdrücklich als einen Fehler an, *Artikulationen von Erfahrungen* wie *Beschreibungen von Sachverhalten* zu behandeln. Oben wurde bereits der einfache Fall der Schmerzen angesprochen, und wir haben seine Aussage zitiert, das, von dem da die Rede ist, sei „[...] kein Etwas, aber auch nicht ein Nichts“. Was soll das heißen?

Einen Finger
chungen. Dort
einer Geste sein
rigiert das Miss
ich mich eines
den jungen Witt
die er sich vor
die nicht unsin
beabsichtigte
Untersuchung
Sie lautet: „Ma
den damaligen

Der Ausdr
hier eine Dist
damals als et
seinsstrom‘, v
tion kann kei
(und ein neu
deutet), wenn

„Wenn ich
ich ihn an
allein wä
man, was

Das vorsch
wenn wir u
der Person
genügen, un
tung zu ein
darüber hin
etwas ganz
tungen ein

Wir hat
keine Besch
gesagt, die
können jet
die genann
Ethikverst
Position in
positionier
len Verst
dass sie G
erscheiner
im Individ
Sprach
schon aus
nung der

Einen Fingerzeig bekommen wir an einer anderen Stelle der *Philosophischen Untersuchungen*. Dort stellt er sich vor, er würde einer Person in einer Menschenmenge wortlos mit einer Geste seinen Wunsch bedeuten, sie solle zu ihm kommen. Er wird missverstanden und korrigiert das Missverständnis durch die Worte ‚ich habe *ihn* gemeint‘. Und nun fragt er: „Erinnere ich mich eines Vorgangs oder Zustands? – Wann fing er an; wie verlief er; etc.“ (PU 661) Für den *jungen* Wittgenstein war die Referenz auf einen Vorgang oder Zustand die einzige Option, die er sich vorstellen konnte, um seinen Erfahrungen sprachliche Artikulationen zu geben, die nicht unsinnig sind. Er hatte aber richtig gesehen, dass dieses Verständnis der Sätze ihre beabsichtigte ethische Bedeutung zerstören würde. An der zitierten Stelle der *Philosophischen Untersuchungen* ist das erörterte Beispiel zwar einfacher, aber seine Antwort ist komplexer. Sie lautet: „Man kann nun sagen, die Worte ‚ich wollte, N. solle zu mir kommen‘, beschreiben den damaligen Zustand meiner Seele, und kann es auch wieder *nicht* sagen.“ (PU 662)

Der Ausdruck ‚Seele‘ (und die These, man könne sich *nicht* so ausdrücken) signalisiert hier eine Distanz zu den heute so genannten ‚*mental states*‘, das heißt zu den von ihm schon damals als ethisch irrelevant betrachteten ‚Sachverhalten‘ in einem unterstellten ‚Bewusstseinsstrom‘, wie sie als Gegenstände der Psychologie gedacht wurden. Die gesuchte Artikulation kann keine ‚Beschreibung eines Sachverhaltes‘ sein. Diese Distanz wird hervorgehoben (und ein neuartiger Ansatz für eine den Sinn bewahrende Interpretation wird zumindest angedeutet), wenn Wittgenstein wenig später sagt:

„Wenn ich sage ‚Ich meinte *ihn*‘, da mag mir wohl ein Bild vorschweben, etwa davon, wie ich ihn ansah, etc.; aber das Bild ist nur wie eine Illustration zu einer Geschichte. Aus ihr allein wäre meistens gar nichts zu erschließen; erst wenn man die Geschichte kennt, weiß man, was es mit dem Bild soll.“ (PU 663)

Das vorschwebende Bild entspricht hier dem ‚Bewusstseinszustand als Tatsache‘. Selbst wenn wir unterstellen, es habe diesen ‚Bewusstseinszustand‘ in dem Sinne gegeben, dass der Person tatsächlich ein Bild vor Augen stand, würde die Kenntnis dieses Zustandes nicht genügen, um den Sinn der Äußerung ‚ich hatte *ihn* gemeint‘ zu erfassen. Eine positive Andeutung zu einer Antwort bekommen wir aber immerhin, wenn Wittgenstein hinzusetzt, was man darüber hinaus oder stattdessen kennen müsse, sei eine *Geschichte*. An dieser Stelle kommt etwas ganz Neues in den Blick. Wittgensteins bohrend insistierende Untersuchung der Bedeutungen einzelner Wörter und Wendungen führt ihn zum Thema der Narrativität.

Wir hatten gefragt, was die Artikulation eines ‚Seelenzustands‘ sein könnte, wenn sie *keine* Beschreibung einer Tatsache ist, denn in seinem *Vortrag* hatte Wittgenstein zu Recht gesagt, die Beschreibung einer Tatsache (im Sinne des *Tractatus*) sei ethisch irrelevant. Wir können jetzt zumindest die Richtung erkennen, in der er in der späteren Philosophie versucht, die genannte Frage zu beantworten. Die Artikulation des ‚Zustandes meiner Seele‘ im für sein Ethikverständnis relevanten Sinn wäre demnach die Charakterisierung meiner Rolle, meiner Position in einer Geschichte. Dies setzt voraus, dass ich mich überhaupt als in Geschichten positioniert zu sehen gelernt habe, und dies wiederum unterstellt, dass es Prozesse der sozialen Verständigung gibt, in denen die Teilnehmer sich dadurch über ihre Lage verständigen, dass sie Geschichten erzählen. Die damit angedeutete Komplexität lässt es als unangemessen erscheinen, hier nur davon zu sprechen, dass etwas Inneres ‚ausgedrückt‘ werde, als wäre es im Individuum zur Zeit dieses ‚Ausdrucks‘ fertig vorhanden.

Sprachphilosophisch tut sich hier ein breiter Fächer auf. Der erste und einfachste Schritt, der schon aus der Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefengrammatik folgt, ist die Anerkennung der Tatsache, dass die Sprache (wie bei ‚es regnet‘) ‚grammatische Fiktionen‘ (PU 307)

enthält, bei denen die Sprecher auf etwas zu referieren scheinen, bei denen dieser Anschein aber ein Produkt der ‚Form der Darstellung‘ ist: Die Subjekt-Prädikatform erzwingt einen Subjekttausdruck auch dort, wo es einen benannten Gegenstand nicht gibt. Am Beispiel ‚ich hatte ihm gemeint‘, haben wir zweitens gesehen, dass in anderen Fällen der durch die Form der Darstellung vorgespiegelte Gegenstand (hier: eine innere Tätigkeit) ebenfalls nicht existiert, dass der Ausdruck aber weit weniger leicht als fingierend zu erkennen ist. Eine Tätigkeitsbezeichnung haben wir also nur auf der oberflächengrammatischen Ebene; es geht um etwas ganz anderes als um ‚mentale Abläufe‘. Dies heißt insbesondere, dass die fraglichen Ausdrücke nicht von Gegenständen reden, die zum Thema einer Wissenschaft von ‚Sachverhalten‘ werden könnten, was aber nicht bedeutet, es gehe um ‚ein Nichts‘, es handle sich um ‚leeres Gerede‘.¹⁵ Wittgensteins Rekurs auf *Geschichten* und unsere oben auf die Musik bezogenen Beispiele (‚eine Melodie als Kompliment spielen‘) zeigen darüber hinaus, dass es in diesen Bereichen auch gleichnishafte Reden gibt, das sich (anders als Wittgenstein noch im *Vortrag* meinte) nicht in ein wörtliches Reden über Gegenstandskonstellationen übersetzen lässt. In solchen Fällen haben wir also Fiktionen in einem mehr als grammatischen Sinne vor uns, und auch für sie gilt, wovon hier die Rede ist, das ist „... kein Etwas, aber auch nicht ein Nichts!“¹⁶

An diesen wenigen Weichenstellungen zeigt sich, dass die Darstellung oder Beschreibung eines Sachverhalts im Sinne des *Tractatus* in der Spätphilosophie nicht mehr als die einzig sinnvolle Funktion der Sprache angesehen wird. Vielmehr gibt es einfache Äußerungen in der Ersten Person Singular (zum Beispiel über Schmerzen oder über das, was jemand mit seiner Geste gemeint hat), die keine *Beschreibungen* sind, sondern *Artikulationen* des Verständnisses, das die sprechende Person von ihrer Lage hat. Und Artikulationen eines Verständnisses der eigenen Lage sind typischerweise Charakterisierungen einer Rolle in einer Geschichte, die zum Zweck dieser Artikulation erzählt oder angedeutet werden muss. Der Fall der Märchen und Mythen zeigt, dass es für diese Funktion nicht nötig ist, dass die Geschichten in einem wörtlichen Sinne wahr sind. Wer eine Melodie ‚wie ein Kompliment‘ spielt, braucht mit dieser Handlung nicht wirklich ein Kompliment zu machen.¹⁷

Mein Vorschlag lautet nun, die von Wittgenstein in seinem *Vortrag über Ethik* herangezogenen Beispiele für ‚das Ethische‘ als von derselben Art anzusehen. Auch hier würde es sich dann nicht um eine *Beschreibung von etwas* handeln, sondern um eine Artikulation im charakterisierten Sinne, nur in einem umfassenderen Maßstab, sodass auf dem Feld, das er ‚das Ethische‘ nennt, dasjenige zur Sprache gebracht wird, was traditionell die ‚Lage des Menschen‘ (*conditio humana*) heißt und was zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Kulturen immer wieder anders und immer wieder differenzierter artikuliert wird.

Insoweit dies einleuchtet, erscheint der wissenschaftlich klingende Ausdruck *mental state* sehr irreführend für das, was Wittgenstein in seiner späteren Philosophie behandelt, und ebenso das Etikett ‚Philosophie der Psychologie‘. Denn was ihn interessiert, sind gerade diejenigen Aspekte an unserem Vokabular für ‚Inneres‘, die sich nicht dadurch verstehen lassen, dass man nachschaut, ob sich psychologische oder gar neurologische Sachverhalte aufzeigen

¹⁵ „Sieh auf das Sprachspiel als das *Primäre!* Und auf die Gefühle, etc. als auf eine Betrachtungsweise, eine Deutung, des Sprachspiels!“ (PU 656)

¹⁶ Vgl. PU, Teil II, iv, 178, wo es mit Bezug auf den Ausdruck ‚als du es sagtest, verstand ich es in meinem Herzen‘ heißt: „[...] ist man sich bewusst, *nur* ein Bild zu gebrauchen? Gewiss nicht. – Es ist nicht ein Bild unserer Wahl, nicht ein Gleichnis, und doch ein bildlicher Ausdruck.“ Die ältere These von der Übersetzbarkeit von bildlichen in nicht-bildliche Ausdrucksweisen ist hier also aufgegeben, obwohl das Wort ‚Gleichnis‘ offenbar für die übersetzbaren Fälle reserviert werden soll.

¹⁷ Vgl. zu diesem Komplex auch H. J. Schneider, *Religion*, Berlin 2008.

lassen, auf die si
doch im Prinzip
Vortrag über Ethik
also nicht auf ei
nicht unsinnig (s
diese Möglichke
nen, dass er das

Zum Abschluss
tragenen Überle
zu unterstellen,
Das kognitive M
heit nicht angew
Bereich des ‚Eth
,Lage‘ oder Situ
thematisieren, w
steht hier für die
ren oder kleiner
die erwähnte Be
Passage jetzt wi
der Wahrheit ka
darum, etwas zu
entworfen, in d
des Vorschlagen
Generationen) z

Hier könnte
Wir alle wissen
sich einen *wahr*
außer Acht las
tische Feld der
angemessenere
Revolution) zu
weil sie eine gr
sene Darstellun
seiner tatsächlic
wohl das Bewu
steht, ‚das Eth
es sei nicht nö
ein eigenes ‚Re

Freilich ist
anspruchsvolle
senschaft deutl
ist angemessen
tiefe Differenz
es seien hier zu

Anschein aber
einen Subjek-
, ich hatte *ihn*
m der Darstel-
tiert, dass der
sbezeichnung
ganz anderes
cke nicht von
rden könnten,
rede'.¹⁵ Witt-
ispiele (eine
reichen auch
meinte) nicht
olchen Fällen
ch für sie gilt,

Beschreibung
als die einzig
erungen in der
nd mit seiner
des Verständ-
Verständnisses
r Geschichte,
Fall der Mär-
eschichten in
spielt, braucht

thik herange-
hier würde es
tikulation im
n Feld, das er
ie ‚Lage des
iedenen Kul-

mental state
elt, und eben-
gerade dieje-
stehen lassen,
alte aufzeigen

achtungsweise,

ich es in mei-
nicht. – Es ist
ie ältere These
so aufgegeben,
oll.

lassen, auf die sich der Sprecher bezieht, deren Vorliegen er mit einer Notation festhält oder doch im Prinzip auf diese Weise festhalten könnte. Diese negative Feststellung ist in seinem *Vortrag über Ethik* bereits klar ausgesprochen. Die fraglichen Artikulationen beziehen sich also nicht auf ein ‚Etwas‘ (auch nicht auf ein metaphysisches ‚Etwas‘), sie sind aber auch nicht unsinnig (sie beziehen sich auch nicht auf ein ‚Nichts‘). Daran, dass Wittgenstein auf diese Möglichkeit im Spätwerk in vielen Anläufen immer wieder hinweist, lässt sich erkennen, dass er das Notationsbild weit hinter sich gelassen hat.

VI. Kognitivismus, Wahrheit und Angemessenheit

Zum Abschluss sei noch etwas zu der Art des Kognitivismus gesagt, der sich aus den hier vorge-tragenen Überlegungen ergibt. Er ist nicht als der Versuch anzusehen, metaphysische Entitäten zu unterstellen, über die er dann in einem zweiten Schritt wahre Behauptungen machen würde. Das kognitive Moment, das hier verteidigt werden soll, ist auf eine solche einfache Satz-wahrheit nicht angewiesen. Es geht aber auch nicht um bloße Expressionen; die Artikulationen im Bereich des ‚Ethischen‘ sind vom einfachen ‚Au‘ um viele kulturelle Stufen entfernt. Unsere ‚Lage‘ oder Situation im Ganzen lässt sich nur in Gestalt kultureller Vergegenwärtigungen thematisieren, wie wir sie in der Religion und der Kunst finden. Der Ausdruck ‚Kognitivismus‘ steht hier für die These, dass sich solche Artikulationen von Erfahrungen bezüglich ihres größeren oder kleineren Grads von *Adäquatheit* beurteilen lassen, ähnlich wie im kleineren Maßstab die erwähnte Beurteilung einer musikalischen Aufführung durch den Musiklehrer: Klingt die Passage jetzt wie ein Kompliment oder immer noch wie eine Ohrfeige? Den stärkeren Begriff der Wahrheit kann man an dieser Stelle vermeiden, ohne die These fallen zu lassen, es gehe darum, etwas zu *erkennen*, nämlich unsere Situation. Diese haben wir nicht vollständig selbst entworfen, in dem Sinne, wie etwa ein Gesetzentwurf als vorgeschlagene Norm ein Produkt des Vorschlagenden ist und nicht die Artikulation einer ihm selbst (und/oder vielen früheren Generationen) zugestoßenen Erfahrung, wie dies bei Religionen der Fall ist.

Hier könnte ein Seitenblick auf die Psychoanalyse oder die Geschichtsschreibung helfen. Wir alle wissen von der Möglichkeit der Selbsttäuschung, und die meisten von uns wünschen sich einen *wahrhaftigen* Blick auf ihre *wirkliche* Situation. Selbst wenn wir die Psychoanalyse außer Acht lassen und nur das in seiner wissenschaftlichen Reputation weniger problematische Feld der Geschichtsschreibung betrachten, sehen wir, dass es im Prinzip möglich ist, angemessenere von weniger angemessenen Darstellungen (zum Beispiel der Französischen Revolution) zu unterscheiden, ohne die schlechtere Darstellung deshalb schlechter zu finden, weil sie eine größere Anzahl faktischer Fehler enthielte. Vielmehr sagen wir, die unangemes-sene Darstellung zeichne ein verzerrtes Bild, so wie sich ein Verliebter ein falsches Bild von seiner tatsächlichen Beziehung zu der Person machen kann, der seine Gefühle gelten. Es ist wohl das Bewusstsein von dieser Art der Täuschungsanfälligkeit, das hinter der Vermutung steht, ‚das Ethische‘ in Wittgensteins Sinn könnte sehr wohl eine kognitive Seite haben, und es sei nicht nötig, sich dafür auf übernatürliche, ‚transzendente‘ Gegenstände (zum Beispiel ein eigenes ‚Reich der Werte‘) zu beziehen, ‚sagend‘ oder ‚zeigend‘.

Freilich ist einzugestehen, dass wir ‚Artikulationen unserer Lage‘ im hier intendierten anspruchsvollen Sinn immer nur in ‚Versionen‘ kennen, was auch am Fall der Geschichtswis-senschaft deutlich zu sehen ist: Welche von zwei Geschichten über die deutsche Vereinigung ist angemessener? Es kann schon hier (nicht erst auf den Feldern von Ethik und Religion) tiefe Differenzen geben, über die man sich nur mühsam verständigen kann. Mir scheint aber, es seien hier zwei Fragen auseinander zu halten: Die erste Frage lautet, von welcher Art über-

haupt die Aufgabe ist, deren Durchführung oft schwerfällt. Dieser Frage galten die hier vorge-tragenen Überlegungen: Die Verständigung im Bereich des ‚Ethischen‘ ist eine Verständigung der Betroffenen nicht über Gefühle, nicht über transzendente Werte, nicht über frei erfundene Handlungsnormen, sondern über ihre Lage, über ihre wesentlich auch geschichtlich und kul-turell konstituierte Situation, in den trennenden wie in den gemeinsamen Aspekten. Sich zu verständigen, heißt hier, die Sicht der jeweils anderen so gut es geht nachzuvollziehen und sich mit ihnen über die Angemessenheit von Versionen auseinander zu setzen. Die hier vorge-tragenen sprachphilosophischen Überlegungen haben keinen Grund erkennen lassen, warum dies nicht möglich sein sollte.

Die zweite Frage lautet, ob es eine sprachliche Darstellung einer bestimmten Sicht dieser Lage geben kann, die für jeden, der sie zur Kenntnis nimmt, zwingend ist. Wittgenstein hat-te diese Frage im *Vortrag über Ethik* noch in die Fiktion gekleidet, jemand würde ein Buch schreiben, „[...] das wirklich ein Buch über Ethik wäre“ (Vortrag, 13). Er dachte sich damals, so ein Buch müsste eine Darstellung des ‚absolut Guten‘ sein, und er sagt dann über dieses Gute: „[...] wäre es ein beschreibbarer Sachverhalt, müsste ihn jeder – unabhängig von seinen jeweiligen Vorlieben und Neigungen – *notwendig* herbeiführen oder sich schuldig fühlen, weil er ihn nicht herbeiführt“ (ebd., 13 f.). Wenn wir die damalige Frage im Lichte des hier zurück-gelegten Gedankengangs ansehen, müssen wir sie umformen und sagen, es gehe nicht um eine ‚Sachverhalts-Darstellung‘ im Sinne des *Tractatus*, sondern um die Artikulation einer Lage. Kann die Kenntnisnahme einer solchen Artikulation als Antwort zwingend eine bestimmte Handlung oder Unterlassung verlangen? Im Einzelfall (etwa dem des absoluten Verbots der Folter) ist das durchaus denkbar. Je komplexer die Situation ist, desto weniger zwingend wird aber die erforderliche Handlung erscheinen und desto vielfältiger werden schon die Kontrover-sen über die Angemessenheit der Artikulation sein. Die Vorstellung, es könne eine zwingende Darstellung eines ‚absolut Guten‘ geben, bleibt also in den komplexeren Fällen auch dann eine Fiktion, wenn man das Bild vom „notierbaren Sachverhalt“ abgelegt hat. Trotzdem gibt es keinen systematischen Grund, der die Möglichkeit ausschließen würde, dass ein historischer Prozess der Verständigung, ausgehend unter anderem von dem, was wir Menschenrechte nen-nen, aber auch von unserer ökologischen ‚Lage‘, zunehmend zu Übereinstimmungen führt. Wir sollten lernen, uns gemeinsam von Selbsttäuschungen zu befreien.*

Prof. Dr. Hans Julius Schneider, Universität Potsdam, Institut für Philosophie, Am Neuen Palais 10, 14415 Potsdam

Abstract

Wittgenstein's early philosophy of language is shown to be inspired by the idea of a *notation* in Nelson Goodman's sense. Seeing this allows us to reject the thesis that for the sole reason that they do not represent 'states of affairs', ethical statements must be nonsense. Positively, by exploring his *Lecture on Ethics* as well as the linguistic means provided in his later Philosophy, it is shown that what he had called 'the Ethical' (roughly: the total character of a life) *can* be an object of communication. The ethi-cal position reached is a kind of cognitivism without metaphysics.

* Frühere Versionen dieser Überlegungen habe ich bei der *Societas Ethica*, an der *University of Chicago*, am *Northland College* (Wisconsin), an der *New School for Social Research* und an der Univer-sität Marburg vorgetragen. Ich danke allen meinen Gesprächspartnern für ihre anregende Kritik.

Respon

Die Ethik kreist
lässt sich auf v
auf Gesetze und
auf nützliche R
Gesetzesmoral
Ansätzen verb
Eine responsiv
aber sie setzt a
so ist es auch d

Der neue T
ist nicht nur in
teren Sinne ein
Es gibt eine V
Ausdruck der
Erwartungen,
technischen Z
gen; keine An
und Gesten an
spüren komm
wenn wir ein
Frage des Ric
dem Polizista
oder das Bef
zur Welt, zu
solcher Grund
was er gerad
in besondere

¹ Grundleg
einer Phä
Frankfurt